

Auf der Jagd nach einer Sensation: ..

DER GEISTERBÄR

Text: WOLFGANG SCHRÖDER Fotos: FLORIAN WAGNER

Dieser weiße Schwarzbär ist das schwarze Schaf unter seinen Artgenossen. Aber gerade weil sein Fell so eine außergewöhnliche Farbe hat, ist er auch eine Rarität. Wir hatten das Glück, ihn in seiner Heimat aufzuspüren – ein bärenstarkes Erlebnis!



Der Bär scheint uns zu ignorieren. Er ist zu beschäftigt mit dem zappelnden Lachs, den er immer wieder packt

Dreimal haben sie mir einen Bären aufgebunden. Dreimal stand ich zur falschen Zeit am falschen Ort. Es reicht. Ich werde keinem mehr glauben... An diesem Septembertag habe ich nur meiner Spürnase vertraut. Ich war früh aufgebrochen von Prince Rupert, dem südlich von Alaska gelegenen Ausgangspunkt für diese besondere Expedition. Mit dem Wasserflugzeug ging es zuerst die Fjorde entlang, hinweg über das stinkende Zellstoffwerk auf Watson Island und über die Seelöwenkolonie an der Skeena-Mündung. Vor uns lag eine weite Insellandschaft, steile Bergflanken, in Nebel gehüllte Wälder. Das Reich des Geisterbären. Das Reich mit der aristokratischen Adresse: Princess Royal Island.

Das Wetter machte alles andere als einen aristokratischen Eindruck: Die Wolken hingen tief, der Himmel war dunkelgrau, die vom Meer heranstürmenden Wolken hatten sich in den Küstenbergen verfangen. Das große Warten hatte begonnen. Es regnete. Aber was macht das schon, wenn man auf den Geisterbären wartet, auf dieses weiße Phantom der Küstengebirge von British Kolumbien? Um



ihn zu Gesicht zu bekommen, lagen wir stundenlang auf der Lauer und verharrten bewegungslos zusammengekauert unter den tiefen Ästen einer Hemlocktanne.

Vielleicht sollte ich kurz erwähnen, warum ich, ein leidenschaftlicher Wildbiologe, mich hierher in den Regenwald begeben hatte. Ich wollte einem Phänomen auf die Spur kommen. Einem Schwarzbären, der nicht als Schwarzbär erkennbar ist. Einem weißen Bären, der kein Eisbär ist. Ich wollte ihn sehen: den Schwarzbären, der ein weißes Fell hat. Und ich war nicht der einzige. Noch vier weitere Bärenfanatiker hatten sich Tom, unserem Guide, angeschlossen. Tom, der früher als Förster und Kanulehrer und jetzt als Expeditionsleiter seine Brötchen verdiente.

Plötzlich fasst mich Tom am Knie. „Er ist da!“ Der weiße Bär. Aufgetaucht aus der Wildnis des Regenwaldes. Mein Herz rast. Tom gibt uns mit dem Finger auf dem Mund ein Zeichen. Und leise schleichen wir um einen Felsvorsprung herum. Da steht er. Direkt vor uns. Auf einem Felsen, mitten in den Kaskaden, und blickt prüfend in das eiskalte Wasser.

Als er dann mit einer unerwartet leichtfüßigen Geschicklichkeit über die Felsen klettert und flussaufwärts zottelt, kommt Bewegung in die Sache. Und in uns. Über Stock und Stein. Glitschige Baumstämme und schlammige Tümpel erschweren die etwas andere Bärenjagd. Kurze Verschnaufpausen gibt es nur, wenn der Bär mit Kopf und Vorderpranken auf Tauchstation geht. Dann muss der eine oder andere Lachs dran glauben. Und da ein normaler Bär so an die 20 000 Kalorien täglich braucht, muss er ständig auf der Suche sein nach energiereicher Nahrung.

Die Szene aber wirkt unwirklich: Hier fischt ein schneeweißer Schwarzbär im tiefgrünen Regenwald. Erst hier, inmitten des üppigen Grüns, kommt sein weißes Fell so richtig zur Geltung. Gespannt verfolgen wir das Schauspiel. Er jedoch scheint uns zu ignorieren. Oder er ist zu sehr beschäftigt mit dem zappelnden Lachs, den er immer wieder packt. Die Natur kann grausam sein. Er scheint mit dem Fisch zu spielen. Schließlich drückt er seinen Fang mit

DAS GROSSE FRESSEN

Zuerst wirkt es noch wie ein Spiel. Doch als er den Lachs mit den Vorderpranken gegen einen Stein drückt und ihm die Haut abzieht, wird uns klar: Das ist blutiger Ernst

Eine falsche Bewegung genügt, und der Bär fühlt sich bedrängt. Das Motto heißt ruhig bleiben



beiden Vorderpranken auf einen Stein, zieht ihm die Haut ab. Seine Schnauze färbt sich rot. Durch das weiße Fell ziehen sich Blutspuren. Seine Weste ist nicht mehr blütenweiß.

Aber das ist nicht der Grund dafür, dass der Schwarzbär oft als *bear of many colours* bezeichnet wird. So heißt er, weil es ihn auch noch in den Farbvarianten Zimt, Honig und Gelb gibt. Doch nur das weiße Fell ist eine Besonderheit. Denn die Haare des Geisterbären haben eigentlich gar keine Farbe – sie sind farblos. Das kommt aber nur sehr selten vor, weil das verantwortliche Gen rezessiv vererbt wird. Bei den weißen Bären verhindert dieses Gen, dass sich die Farbe in den Haaren verteilt.

Die weiße Ausgabe des Schwarzbären ist also kein Albino, er ist ein richtiger Schwarzbär, dessen Pigmente nur nicht bis in die Haarspitzen verteilt sind. Die Augen und die Haut sind meistens dunkel – und nicht rosa.

Inzwischen sitzen wir auf einem Verhau aus Bäumen, die der Fluss in einer Biegung zusammengeschoben hat. Wir

sind wieder ganz nah an ihn herangekommen. Und wir wissen alle, dass das nicht ganz ungefährlich ist: Eine falsche Bewegung genügt, und der Bär fühlt sich bedrängt. Das Motto heißt ruhig bleiben, auch wenn er sich den Baumstämmen nähert, auf denen wir sitzen.

Leicht gesagt, wenn er nicht gerade auf das moosige Ende meines Baumstammes steigen würde. Er kommt mir immer näher. Nur noch zwei Meter sind es – und ich sehe die vibrierenden rosa Nasenlöcher in der schwarzen Schnauze. Doch das Schicksal meint es gut. Der Bär wendet sich ab und steigt ebenso träge wie behände ins Wasser. Beißt einen Lachs in den Rücken und kommt mit seiner Beute zurück. Aber er kehrt uns den Rücken zu. Nur ein paar Mal wagt er noch einen Blick in unsere Richtung.

Dann zieht er wieder ab in die Weite des Regenwaldes. Zu den anderen Schwarzbären, für die er nichts Besonderes ist, weil er anders aussieht, als er müsste. Denn für sie ist Bär gleich Bär, egal, welche Farbe sein Fell hat.

Aufgezeichnet von Birgit Huber



DIE WOLKEN HÄNGEN TIEF

Ob das die Ruhe vor dem Sturm ist? Bis jetzt steht nur fest, dass die Holzindustrie das Bärenreich, den Regenwald, zu Kleinholz machen will